

Garhammer, Erich/Hober, David (Hg.): *Vom Non-Prophet-Unternehmen zu einer visionären Kirche. Verkündigung in der Mediengesellschaft*; Würzburg: Echter-Verlag 2002; 144S., 16,80 €

In der sich rasant entwickelnden Informationsgesellschaft fällt auch der Kirche die kritische Selbstbeobachtung ihres medialen Engagements nicht immer leicht. Woher soll sie Anhaltspunkte gewinnen für eine publizistische Revision, woher Anleitungen für Erfolg versprechende zukünftige Projekte? Der von Erich Garhammer und David Hober herausgegebene Band zur „Verkündigung in der Mediengesellschaft“ leistet erfreulicherweise zweierlei: Ihm gelingt eine deutliche Markierung der Verspannungen und Defizite kirchlich-medialen Engagements einerseits und der daraus zu ziehenden medienpraktischen Konsequenzen andererseits. Die Publikation geht im Kern zurück auf Vorträge von Hans-Joachim Höhn, Klaus Müller und Ulrich Harbecke, die sie im Rahmen der Jahrestagung der Katholischen Rundfunkarbeit Deutschlands im März 2000 in Trier gehalten haben. In der Buchversion werden sie gerahmt durch einen instruktiven Thesen-Beitrag von Michael N. Ebertz „zur Medienpräsenz der

Kirche“ (11-24) und Beiträgen von Michael Hochschild (Untertitel: „Von einem Christentum, das die Welt bezaubert“; 93-117) sowie Erich Garhammer, der neben einer Muster-„Predigt zum Mediensonntag“ (131-139) auch „Zehn Konsequenzen für die Verkündigung“ (119-130) formuliert.

Gelungen ist die Themendramaturgie durch die Anordnung der Beiträge im Buch. So leitet der Freiburger Pastoralsoziologe Michael N. Ebertz in die Diskussion ein, indem er sein Konzept einer „Kommunikationspastoral der Zwischenräume“ mit „Elementen eines Pastoralplans für soziale Kommunikation“ verknüpft, wie sie in der Pastoralin- struktion ‚Aetatis Novae‘ von 1992 formuliert sind. Heraus kommen Vorschläge für die notwendige publizistische Qualifizierung des kirchlichen Seelsorgepersonals. Ebertz plädiert für „ein offensives Medienapostolat“, das allerdings „nicht ohne eine pastorale Gesamtstrategie zu entwickeln“ wäre (16f). Der Beitrag des Münsteraner Professors für philosophische Grundfragen der Theologie, Klaus Müller, beschäftigt sich mit den „möglichen, wirklichen und virtuellen“ Facetten christlicher Verkündigung. Er zeigt auf, dass Fragen der Verkündigung immer auch funda-

mentale Belange der Theologie berühren. Unter den Bedingungen einer weithin telemediatisierten Welt stehe die öffentliche Rede der Kirche in der Gefahr, in die Medienfalle zu geraten, was an der verschärften „Ästhetisierung der Lebenswelt“ liege, die in immer mehr Alltagsbereiche übergreife (43).

Das Herzstück der Publikation bildet der Aufsatz des Kölner Professors für Systematische Theologie, Hans-Joachim Höhn. Höhn spricht von der „Dispersion des Religiösen“. Er meint damit „Prozesse der Aussiedlung des Religiösen in die nichtreligiösen Segmente der modernen Kultur“ (64). Ehemals originär religiöse Lebensdeutungs- und -bewältigungsmuster würden dekonstruiert und ästhetisch-medial zu „soziokulturellen Lebenssinndepots“ umgewidmet. Insofern gelte: „Das Religiöse lebt fort hinsichtlich seiner ästhetischen Nebenwirkungen, aber nicht hinsichtlich seiner primären Geltungsansprüche für eine transzendentorientierte Lebensführung“ (69). Solche Befunde gäben jedoch keinen Anlass zur Medienaskese. Eine Medientheologie habe vielmehr an einer Ästhetik zu arbeiten, die „das Religiöse nicht unter das Mediale subsumiert, sondern im Medialen eine ‚offene Stelle‘ für ein religiöses Verhältnis zu den Lebensverhältnissen lässt“ (73).

Ulrich Harbecke, inzwischen Leiter der Programmgruppe ‚Reli-

gion und Bildung‘ (Fernsehen) beim Westdeutschen Rundfunk in Köln, sieht die „Kirche auf dem Medienboulevard“ (76-92) und schlüpft in die Rolle des Propheten Habakuk, um literarisch auf Defizite im Medienverhalten der Kirche aufmerksam zu machen – eine amüsante und dennoch scharfsinnige Medien- und Institutionenkritik. Der Aufsatz von Michael Hochschild „Zwischen Entzauberung und Wiederverzauberung“ (93-117) schließt in einer Reihe von Einzelaspekten an die medientheologischen Befunde des Höhn-Textes an. Hochschild, der z.Zt. in Flensburg und St. Georgen/Frankfurt a.M. lehrt, beschreibt ausführlich, wie der „Wiedereinzug des Kultischen in eine entzauberte Gesellschaft“ bestimmten immanenten Inszenierungsmustern folgt und dabei einen Bilderzauber entfacht, der die Gesellschaft wieder das Stauen lehren solle (107). Diese Inszenierungen brächten zwar „die Sehnsucht der (...) Gesellschaft nach dem Mehrwert des Lebens neu auf den Begriff, ohne sie jedoch stillen zu können“ (116). Christen hingegen könnten durch die Bezeugung dessen, was ihnen durch die Offenbarung vorgegeben sei, selbst die Welt „bezaubern“, da sie sich vom jeweiligen Zeitgeist nicht ständig gefangen nehmen lassen müssten. Erich Garhammer, Professor für Pastoraltheologie und Homiletik in Würzburg, beschließt den Band

mit Überlegungen zu einer kleinen „Predigttheorie im Medienzeitalter“ (124ff.). Sein Plädoyer für eine „ambiguitäre Predigt“ basiert auf der „Erkenntnis, dass Interpretationsbedürftigkeit und Fähigkeit keine Mänglerscheinung der Botschaft, sondern (...) die Voraussetzungen ihrer Relevanz sind“ (125). Der öffentlich Redende sei nicht allein für das Ankommen seiner Botschaft verantwortlich, sondern immer Sender und Empfänger. Ein homiletisches Beispiel liefert der Autor im abschließenden Predigtentwurf zum Mediensonntag (131–139: „Von der Hostie zur CD-ROM“).

Fazit: Die Texte des Sammelbandes liefern aus verschiedenen fachspezifischen Blickwinkeln Koordinaten für eine theologische Vermessung der aktuellen Medienlandschaft. Die einzelnen Beiträge bieten darüber hinaus eine Fülle thematischer Querverweise, die in den umfangreichen und doch übersichtlich bleibenden Anmerkungen aufgeführt werden. Der Gewinn der Publikation liegt darin, eine Reihe neuer Impulse zur längst überfälligen Entwicklung einer kohärenten „Medientheologie“ beizusteuern.

*Ludger Verst*

Hartmann, Martin/Offe, Claus (Hg.): *Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts*, Frankfurt: Campus-Verlag 2001; 390 S., 29.90 €

Das Thema ‚Vertrauen‘ boomt. In den letzten Jahren sind zahlreiche Neuveröffentlichungen erschienen, die sich mit diesem auf den ersten Blick doch eher intim und privat anmutenden Phänomen beschäftigen. Nicht zuletzt die Sozialwissenschaften widmen dem Thema in jüngster Zeit hohe Aufmerksamkeit; und ein Ende dieses Booms ist nicht abzusehen.

Der hier zu besprechende Band mit seinem nicht nur unnötig reißerisch anmutenden, sondern auch etwas irreführenden Untertitel thematisiert zentrale Diskussionsfelder der *Philosophie*, der *Soziologie* und der *politischen Theorie* des Vertrauens; und er räumt zugleich zu Beginn ein, dass er ebenso gut um die Psychologie und Theologie des Vertrauens hätte erweitert werden können. Die Herausgeber präsentieren neun umfangreiche und z.T. ältere, bereits als ‚Klassiker‘ gehandelte Grundlagentexte, wobei sich der Band nicht zuletzt dadurch auszeichnet, dass die einzelnen Beiträge keineswegs unverbunden nebeneinander stehen, sondern in vielen Fällen wechselseitig aufeinander Bezug nehmen.

Unter der Rubrik ‚Philosophie des Vertrauens‘ wird der Band mit dem nun erstmals auf deutsch erschienenen 1986er Aufsatz ‚Trust and Antitrust‘ von *Annette Baier* eröffnet. Dieser grundlegende philosophiehistorische und

-systematische Beitrag thematisiert die Relevanz und Bedeutung des gemeinsamen sozialen ‚Vertrauensnetzes‘ und kritisiert von hier aus die in der modernen europäischen Moralphilosophie dominierende „männliche Fixierung auf den Vertrag“ (64). Denn die Kooperations- und Gemeinschaftsvorstellung des Vertragsdenkens orientiert sich für Baier letztlich an der Vorstellung des privaten englischen Männerclubs, in dem soziales Vertrauen nur darauf hinauslaufe, „dass man seine *Times* in Ruhe lesen kann, ohne dass einem jemand auf die gichtigen Zehen trampelt“ (64). Daran anschließend versucht *Olli Lagerspetz* in kritischer Auseinandersetzung mit Baier und angelehnt an Erkenntnisse der philosophischen Psychologie nachzuweisen, dass es nicht darum gehen kann, „einen als ‚Vertrauen‘ zu bezeichnenden geistigen Zustand ausfindig zu machen“ (113), sondern ‚Vertrauen‘ als eine stets sozial verortete und moralisch aufgeladene Beziehungs-kategorie zu bestimmen, die sich als ‚akzeptierte Verletzbarkeit‘ umschreiben lasse. Gegenläufig zu Annette Baiers Plädoyer für eine Vertrauensethik plädiert schließlich *Harald Köhl* für die schärfer akzentuierte Konzeption einer Achtungsethik, die an der Kantischen Tradition Maß nimmt, ohne gleich zu Kants Konzeption eines auch rechtsuniversalistisch verankerbaren Pflichtenbegriffs

ausgreifen zu müssen.

Der zweite Teil zur ‚Soziologie des Vertrauens‘ startet mit einem bisher nur auf Englisch erschienenen 1988er Aufsatz von *Niklas Luhmann*, der dessen Konzeption von Vertrauen als notwendiger sozialer Komplexitätsreduktion aufgreift und differenzierend weiterführt. Luhmann definiert Vertrauen im Unterschied zu Vertrautheit und Zuversicht als „eine Haltung, die risikobereite Entscheidungen zulässt“ (156) und für das erfolgreiche Funktionieren der ausdifferenzierten Teilsysteme moderner Gesellschaften unverzichtbar sei. Ohne ein solches Vertrauen würden „wir uns früher oder später in den Teufelskreis hineinbewegen, kein Vertrauen zu riskieren, die Möglichkeiten rationalen Handelns zu verlieren, Zuversicht in das System zu verlieren und so weiter, sodass wir wiederum sehr viel weniger bereit sind, Vertrauen überhaupt zu riskieren“ (160). Im Anschluss daran bemüht sich *Martin Endreß* in einem umfangreichen Beitrag um eine phänomenologisch-anthropologische Grundlegung von Vertrauen und Vertrautheit, die sich kritisch gegen Luhmanns Konzeptionalisierung richtet und an die Arbeiten von Helmuth Plessner und Alfred Schütz anknüpft. Gegenläufig zur These, dass personales Vertrauen in modernen Gesellschaften durch ‚Systemvertrauen‘ ersetzt werde, beharrt Endreß auf der „eher wachsenden

Bedeutung personalen Vertrauens“ (199) und hält an der These fest, dass „die Notwendigkeit zu vertrauen in der Struktur des menschlichen Weltverhältnisses angelegt“ (187) sei. Zum Schluss dieses Abschnitts beschäftigt sich *Diego Gambetta* im Kontext der Soziologie James Colemans und der Rational-Choice-Theoreme von Interessen und Restriktionen mit dem Verhältnis von Kooperation und Vertrauen. Er wirft vor diesem Hintergrund die Frage auf, ob es rationale Gründe für das Individuum gibt, „dem Vertrauen zu vertrauen“, plädiert für eine „Strategie des sparsamen Umgangs mit Vertrauen“ (228) und kommt schließlich zu dem nicht wirklich überraschenden Fazit, dass es sehr wohl „rational sein kann, dem Vertrauen zu vertrauen und dem Misstrauen zu misstrauen“ (235). Denn „wer zu wenig vom Vertrauen verlangt, ist genauso schlecht beraten wie der, der zu viel von ihm verlangt“ (237).

Der abschließende dritte Teil wendet sich dann der ‚Politischen Theorie des Vertrauens‘ zu. *Shmuel Eisenstadt* beschäftigt sich hier mit den Chancen für den Aufbau von sozialen ‚Beziehungsnetzwerken‘ im Kontext zivilgesellschaftlicher Öffentlichkeiten und sozialer Bewegungen, während *Russel Hardin* erneut die politikwissenschaftlichen Ansätze des Rational Choice bemüht und Perspektiven einer „allgemeinen Anreiz-Theo-

rie der Vertrauenswürdigkeit“ (305) thematisiert. Gegenläufig zum Interessenansatz des methodologischen Individualismus, wie er für die Rational-Choice-Theorien kennzeichnend ist, fragt *Claus Offe* dagegen nach den sozial eingelebten und kollektiv geteilten, den ‚weichen‘ soziomoralischen Grundlagen des gesellschaftlichen Vertrauens. Er betont die Relevanz der „informellen kognitiven und normativen Dispositionen“ (242), ohne die gesellschaftliche Kooperationen aller Art nicht funktionieren könnten; und er stellt in diesem Zusammenhang die These auf, dass es vor allem „substantielle Qualitäten von Institutionen sind, die vertrauensgenerierend wirken“ (277). Denn allein „die Qualität der institutionellen und konstitutionellen Ordnung, in der ‚wir alle‘ leben“, könne sicherstellen, dass Bindungen und Verpflichtungen nicht nur für ‚mich selbst‘ gelten, sondern dass auch „andere an diese Verpflichtung gleichermaßen gebunden sind“ (248). Und nur unter dieser institutionell und rechtlich gesicherten Reziprozitätsbedingung könnten wir uns als rationale Individuen in hinreichendem Maße dazu motiviert fühlen, „Menschen zu vertrauen, denen wir nie zuvor begegnet sind“ (277).

Hermann-Josef Große Kracht

Jarren, Otfried/Imhof, Kurt/Blum, Roger (Hg.): *Zerfall der Öffentlichkeit?* Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000; 307 S., 29,90 €

Kulturpessimistisch angehauchte Töne werden nicht nur in den Redakitionsstuben und den Lehrerzimmern der Republik, sondern in letzter Zeit auch (wieder) in der Fachwissenschaft, auf Akademien, Kongressen und Tagungen angeschlagen, auch wenn die Kommunikationswissenschaften nach wie vor weit davon entfernt sind, in frühere Klischees von den hilflos-passiven Opfern medialer Manipulation und Fremdbestimmung zurückzufallen. Ob es allerdings mit der Autonomie und der umfassend ausgebildeten Medienkompetenz der *User* - und der entsprechenden „Ungefährlichkeit“ der Medien - so weit her ist, wie optimistische Medienpädagogen hoffen, darf ebenfalls bezweifelt werden. So bietet es sich durchaus an, die alten kulturkritischen Fragen nicht pauschal aus dem kommunikationswissenschaftlichen Diskurs zu verbannen, sondern vor dem Hintergrund aktueller Forschungsergebnisse erneut anzugehen.

Vor diesem Hintergrund dokumentiert der vorliegende Band die Beiträge des 6. Luzerner Mediensymposiums von Dezember 1999, das sich in vier *roundtables* der Fragestellung „Zerfall der Öffentlichkeit?“ widmete. Unter

der Überschrift „Versammlungs-öffentlichkeit“ widmet sich der erste Teil den historischen Ambitionen und Entwicklungen des politischen Parlamentarismus. *Jürgen Wilke* beschäftigt sich mit der Geschichte der Parlamentsberichterstattung; *Christoph Jahr* rekonstruiert in einem luziden Beitrag die politische Ideengeschichte der aufklärerischen Publizitätsmaxime in Deutschland bis zum Jahr 1933; und *Frank Marcinkowski* präsentiert in einem umfangreichen Beitrag empirische Befunde zur Parlamentsberichterstattung in den Jahren 1986 und 1996, bevor abschließend *Ulrich Sarcinelli* und *Jens Tenscher* ihr Arenenmodell parlamentarischer Kommunikation vorstellen. Sie plädieren dafür, „von tradierten Homogenitätsvorstellungen einer parlamentarischen Öffentlichkeit abzurücken und ein Modell öffentlicher, halböffentlicher und nicht öffentlicher parlamentarischer Arenen zu entwickeln“, um so der „Komplexität parlamentarischer Kommunikation in der Mediengesellschaft“ (74) besser gerecht zu werden.

Der zweite Teil steht unter dem etwas unspezifischen Titel „Medienstrukturen“. Von den hier versammelten sechs Beiträgen sind zwei Aufsätze ebenfalls historisch angelegt und beschäftigen sich mit den Verhältnissen zur Zeit der Weimarer Republik. *Stefanie Averbeck* stellt klassische sozialtheoretische Zerfalls- und

Verlustkonzeptionen von Karl Mannheim, Ernst Manheim u.a. dar, während *Gabriele Melischek* und *Josef Seethaler* empirische Forschungsergebnisse zur Wahlberichterstattung von Berliner „Elitezeitungen“ und „Massenblättern“ präsentieren. *Bernd Blöbaum* diagnostiziert in diesem Kontext einen – parallel zum Strukturwandel der Öffentlichkeit verlaufenden – „Strukturwandel des Journalismus“, der in der politischen Berichterstattung, erst recht in der Parlamentsberichterstattung, erkennbar an Bedeutung verliere, und zwar in dem Maße, wie die Betonung von Personalisierung, Konflikt und Dramatik zunimmt und der Rezipient vor allem als Konsument wahrgenommen wird. Durch diese ökonomisch induzierte Entwicklung „untergräbt der Journalismus ... auf lange Sicht seine historisch gewachsene gesellschaftliche Legitimation“ (145).

Der dritte Teil, der mit Richard Sennetts Formel von der „Tyrannei der Intimität“ überschrieben ist (obwohl Sennett selbst in diesem Band nicht thematisiert wird), greift dann explizit eine der Lieblingsannahmen der gängigen Kulturkritik auf: die Angst vor der von den Massenmedien verursachten Erosion der bürgerlich-liberalen Grenzziehungen von öffentlich und privat, von politisch und häuslich, wie sie schon bei Aristoteles anzutreffen und im Gefolge der bürgerlichen Revolu-

tionen allenthalben in Europa kodifiziert worden sind. *Rolf H. Weber* stellt juristische Aspekte des Persönlichkeitsschutzes in und vor den Medien dar; *Klaus Neumann-Braun* beschäftigt sich mit dem massenmedialen Umgang mit moderner Web-Cam-Technik und kommt zu dem keineswegs kulturpessimistischen Fazit, dass die Web-Cam-User „im Zuge eines regen ‚kleinen Grenzverkehrs‘ zwischen öffentlicher und privater Sphäre“ durchaus in der Lage sind, mit dieser neuen Technik „selbstbestimmt und medienkompetent“ umzugehen (211).

Den vierten und letzten Teil bildet schließlich ein ausführliches Kapitel zur „elektronischen Öffentlichkeit“. Hier werden u.a. die Ergebnisse einer konkreten Fallstudie zum Kommunikationsvolumen und zur Effektivität politischer Telekommunikation dargestellt, und zwar am Beispiel des 1994er Aufstandes der Zapatisten im mexikanischen Bundesstaat Chiapas, in dem die Rebellen nicht zuletzt das Internet als elementares Informations- und Mitteilungsmedium zu nutzen verstanden (*Markus S. Schulz*). Neben einem allgemeinen Einführungstext zum Themenfeld der elektronischen Öffentlichkeit von *Patrick Donges* findet sich hier auch ein Blick auf die jüngeren US-amerikanischen Konzepte einer „elektronischen Demokratie“ (*Klaus Kamps*). Der Autor ist allerdings eher skeptisch, ob sich

hinter der viel beschworenen Informationsgesellschaft nicht vielmehr eine „Informationsverhinderungsgesellschaft“ verbergen wird. Auch *Urs Dahinden* fragt nach den Chancen des Internets für politische Demokratisierungsprozesse und sieht hier erhebliche Chancen, die „durchaus als Demokratisierungspotential beschrieben werden könnten“, wobei die einschlägige Forschung zu diesem Thema „allerdings erst am Anfang“ stehe (252).

Insgesamt lässt der – wie bei Tagungsdokumentationen dieser Art üblich – in sich heterogene Band erfreulicherweise einen klaren historisch-ideengeschichtlichen Schwerpunkt erkennen, der dem Leser nicht nur allgemeine historische Rückblicke, sondern auch viele konkrete Detailinformationen und wertvolle Originalzitate liefert. So bildet diese Tagungsdokumentation einen zwar uneinheitlichen, insgesamt aber sehr anregungsreichen Band, der neben der Präsentation konkreter empirischer Forschungsergebnisse vor allem für seine historisch-ideengeschichtlichen Reminiszenzen Aufmerksamkeit verdient.

*Hermann-Josef Große Kracht*

Katholisches Institut für Medieninformation/Katholische Filmkommission für Deutschland (Hg.): *Lexikon des Internationalen Films*, Frankfurt am Main: Zweitausendeins 2002; 4 Bände, ca. 4800 S., 99,00 €

Wenn von der Weltanschauungspresse allgemein und der katholischen Publizistik speziell die Rede ist, dann geht es fast immer um Krisen-Symptome wie mangelnde Publikumsakzeptanz, rückläufige Käuferzahlen und schwindende Beachtung im öffentlichen Diskurs. Auf eine Publikation trifft dies allerdings nicht zu: Das alle zwei Wochen erscheinende Fachmagazin „Film-Dienst“ ist seit nunmehr 55 Jahren eine Institution, und seine Multiplikator-Wirkung geht nach wie vor weit über die Zahl der Bezieher hinaus.

Die große Resonanz des „Film-Dienstes“ brachte Klaus Brüne, den Mitbegründer und ersten verantwortlichen Redakteur, schon zu Beginn der Fünzigerjahre dazu, die publizierten Filmkritiken in Handbüchern zusammenzufassen. 1987 und dann nochmals 1995 erschienen unter dem Titel „Lexikon des Internationalen Films“ komprimierte Ausgaben, die dann jährlich ergänzt wurden. Soeben nun hat das Verlags- und Versandhaus Zweitausendeins eine aktualisierte und stark erweiterte Neuausgabe dieses Standardwerks herausgebracht.

Schon die äußereren Daten sind imponierend: In drei großformatigen Bänden enthält das Lexikon 60 000 Einträge zu 52 000 Filmen, die zwischen 1945 und 2001 in Deutschland Premiere hatten. Aufgenommen sind auch die großen Fernsehproduktionen

sowie die per Videokassette und DVD-Scheibe vertriebenen Spiel- und Dokumentarfilme. Vervollständigt wird das Werk durch einen Registerband, der die Originaltitel der Filme und ein Verzeichnis der Regisseure enthält.

Das Lexikon ist ein verlässlicher Wegweiser durch den Dschungel des internationalen Filmangebots. Im Anschluss an den deutschsprachigen Titel folgen jeweils eine knappe Inhaltsbeschreibung und präzise Angaben zu Aufnahmetechnik, Produktion, Verleih und den wichtigsten Mitwirkenden. Auch die Urteile der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft und der Filmbewertungsstelle Wiesbaden sowie das Datum der Erstaufführung in Deutschland und ein Hinweis auf die ausführliche Kritik im „Film-Dienst“ sind abgedruckt.

Ein heikler Punkt ist immer die Bewertung. Während die Katholische Filmkommission bzw. die Redaktion bis Ende der Sechzigerjahre eindeutige „Noten“ verteilte, wird seither nur noch zwischen den Kategorien „Sehenswert“ und „Wir raten ab“ differenziert. Peter Hasenberg und Richard W. Orth schreiben im Geleitwort der Herausgeber: „In dem Bemühen, die Filme wertend zu erfassen, geht es darum, dem Film gerecht zu werden, seine Intentionen und künstlerischen Ansprüche herauszuarbeiten. Aber es geht auch um einen

Dialog mit dem Zuschauer, der in einen Diskurs über Ästhetik und Ethik einbezogen wird.“ (S. VIII)

Mit zeitlichem Abstand wird das Urteil zum Teil verändert – oder zumindest relativiert. Bei Ingmar Bergmans Film „Das Schweigen“ zum Beispiel fehlt eine explizite Bewertung. Die Inhaltsangabe endet so: „Aufgrund seiner Anfang der 60er Jahre provozierenden Darstellung von Sexualität wurde der Film in einigen europäischen Ländern beschlagnahmt bzw. censiert“ (S. 2750). Zur deutschen Erstaufführung im Januar 1964 erhielt der Film die Einstufung „2EE: Für Erwachsene mit erheblichen Einwänden“ („Der Film eignet sich ... ausschließlich für reife Erwachsene“). Trotz Interventionen von Seiten der kirchlichen Hierarchie änderte die Katholische Filmkommission das Urteil nicht in „Abzuraten“ oder gar „Abzulehnen“. Die öffentliche Debatte darüber wurde zu einer unfreiwilligen Werbeaktion für den umstrittenen Film. Der Rezensent erinnert sich, dass „Das Schweigen“ gerade in katholischen Regionen zum Publikumsrenner avancierte (im ländlichen Raum kamen die Bauern teilweise sogar in Scharen mit ihren Traktoren zum Kino).

Wenn man – wozu dieses Lexikon anregt – die ganze Rezension von damals nachliest, dann stößt man auf die differenzierte Würdigung, die auch im Abstand von fast drei Jahrzehnten noch

überzeugt. Bergmans Opus wird neben Antonionis „Liebe 1962“ und Resnais’ „Muriel“ als „einer der wichtigsten Filme der letzten Jahre“ bezeichnet, „weil er die existenzielle Not eines vom Schweigen Gottes belasteten Da-seins auf kaum entziehbare Weise augenfällig werden lässt“ (Franz Everschor in „Film-Dienst“, Heft 2/1964). Jedenfalls: Jene Zuschauer, die vom „Schweigen“ eine vorweggenommene Variante der „Schulmädchen-Reports“ erwartet hatten, dürften enttäuscht worden sein. Alle 13 Folgen dieser späteren „schein-authentischen Interview- und Episodenfilme“ werden übrigens im vorliegenden Werk knapp und gut nachvollziehbar abgefertigt („Wir raten ab“) - was freilich nicht verhindern konnte, dass diese Pseudo-Reports zur kommerziell erfolgreichsten deutschen Kinoserie der Siebzigerjahre wurden.

Was die Neufassung des Lexikons betrifft, so ist das Urteil eindeutig: Wir raten zu - und zwar nachdrücklich. Weniger überzeugend sind allerdings die eingestreuten „Leseinseln“. Diese mehr als 130 über die Bände verteilten Berichte, Essays und Debattenbeiträge wollen laut Verlagsangabe „den aktuellen Stand der Diskussion dokumentieren“. Das gelingt nur zum Teil - die Fokussierung auf einzelne Regisseure (Buñel, Hitchcock, Spielberg), Genres (Dokumentarfilm, Science-Fiction, Western) und

ästhetische Details („Die Farbe Blau“) wirkt eher beliebig.

Alles in allem: Ein Werk für Cineasten - und zugleich für Bücherfreunde. Zur Wahl des Verlages kann man den Herausgebern nur gratulieren: Zweitausendeins hat hier - nicht zum ersten Mal - eine Ausgabe vorgelegt, die auch bibliophilen Ansprüchen genügt. Für die Fortsetzung ist übrigens gesorgt: Wer das Lexikon erwirbt, hat ein Jahr lang Anspruch auf zwei kostenlose Online-Dienstleistungen; im Zwei-Wochen-Rhythmus kann er sich über neue Kino- und Fernsehfilme informieren lassen und überdies die ständig aktualisierte Datenbank des Lexikons nutzen. Ein Werk mit Mehrwert also.

*Walter Hömberg*

Kunert, Sylvia: Traumberufe in den Medien (redline wirtschaft), München: Moderne Industrie 2002; 240 Seiten, ca. € 15,90.

Die Autorin beschreibt für Berufseinsteiger und Interessierte die Wege und Voraussetzungen zu einem Beruf bei Hörfunk und Fernsehen. Sie greift dabei auf ihre eigenen Erfahrungen als Rundfunk-Moderatorin zurück.

Nach einem kurzen, sehr allgemeinen Einstieg werden zunächst die Wege zum Hörfunk beschrieben. Einer kurzen Darstellung der einzelnen Berufsfelder folgen grundsätzliche Überlegungen zur

Notwendigkeit des Studiums. Daraus schliessen sich etwas unsortiert die Ausbildungsmöglichkeiten in Volontariat und Praktikum/Hospitanz an, gefolgt von einigen Hinweisen zur Gewöhnung an die Arbeit mit dem Mikrofon. Sodann folgen Beschreibungen von so genannten Traumberufen beim Radio und abschließend eine Skizze des zukünftigen Radios.

Im Fernsehteil werden wiederum Berufe und deren Anforderungen vorgestellt, sodann Traumberufe näher beleuchtet und abschließend Hinweise gegeben, wie man zur Moderatorin bzw. zum Moderator wird. Deutlich erkennbar existieren viele Wege zum Traumjob bei Hörfunk und Fernsehen. Aber genauso viele Schwierigkeiten wollen bewältigt werden, bis das Ziel erreicht ist.

Deutlich genug schält sich he-

raus, dass ein abgeschlossenes Studium zwar nicht als eine *conditio sine qua non* für den beruflichen Erfolg gilt. Es wird aber wohl immer öfters zur Basis aller redaktionellen Anstellungsverhältnisse. Clevere nutzen diese Zeit, folgen sie der Autorin, für Praktika und Zusatzausbildungen bei geeigneten Bildungsstätten.

Insgesamt betrachtet werden neugierige Leser mit diesem Buch sehr viel Freude haben. Allerdings trüben zwei Wermutstropfen die Freude an der doch sehr eingängigen Lektüre. Zum einen schlägt die lockere Sprache mehr als einmal in einen Stil der Flapsigkeit um. Mehrfach vermisst man in dieser Lockerheit eine klarere Gedankenführung. Zum Anderen sucht man im Adressenteil die Journalistenschule der Kirche vergeblich.

*Steffen W. Hillebrecht*